Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

III.

Zur Geschichte der französischen Literatur außerhalb Frankreichs *).

Von

v. Bojanowski.

Dantons Wort: On n'en porte pas la patrie à la semelle des ses souliers, in seiner allgemeinen Bedeutung für alle Völker wahr, hat eine ganz besondere Bedeutung für den Franzosen. Wohl läßt jeder Auswanderer, der das Vaterland gegen die Fremde vertauscht, hinter sich zurück jene Güter, welche das Vaterland dem Neugeborenen als das größte und kostbarste Geschenk in die Wiege legt: die Geschichte seines Volkes, die Schätze der vaterländischen Literatur; die Gemeinsamkeit des Glaubens und Empfindens, des Denkens und Handelns, welche das in der Vereinzelung ohnmächtige Individuum zum wichtigen Gliede eines großen Ganzen macht und seiner Thätigkeit die wahre Weihe giebt, weil sie dieselbe aus der Sphäre des persönlichen Interesses erhebt und dem Gemeinwohl unterordnet. Aber nicht die Werthschätzung dieser idealen Güter ist es, welche den Franzosen mehr wie den Angehörigen anderer Nationen an die Heimath fesselt; das reale, das was man im buchstäblichen Sinne jener Worte des französischen Revolutionsmannes nicht an den Sohlen seiner Schuhe mit fortnehmen kann: die Gewohnheit des heimischen Lebens, die Sitten und Gebräuche des Vaterlandes, die Verhältnisse und Zustände, unter denen er herangewachsen, halten ihn mit tausend Banden an der Heimath fest. Der

*) A. Sayons, Histoire de la littérature française à l'Etranger.

Franzose ist kein Colonisator, weil er überall bemüht ist, unter vollständig andern Vorbedingungen in Haus, Gemeinde, Staat das umzuschaffende nach deren heimischem Vorbild zu modeln; nur gering ist die Zahl der Auswanderer aus Frankreich oder der unternehmungslustigen Geschäftsmänner, welche sich im Auslande niederlassen, und selbst diesen schwebt fast in der Regel als das höchste Ziel vor, die Früchte ihrer emsigen und entsagenden Thätigkeit in der Heimath zu genießen. Der große Unterschied dieser Empfindung des Franzosen für das, was er sein pays im Gegensatz zur patrie nennt, tritt mit fast größerer Schärfe noch in dem Umstand zu Tage, daß ihm selbst nicht das Bewußtsein, auf französischer Erde zu leben, genügt, er vielmehr stets aus der Hauptstadt in die Provinz, am liebsten an den Ort seiner Geburt selbst zurückzukehren bemüht ist. Das stete Streben des Franzosen, der jung und kräftig aus der Provinz nach Paris kommt, ist den Lohn seiner Thätigkeit wieder in den Thälern der Bretagne, in den fruchtbaren Fluren der Normandie, des Poitou oder Anjou, an den blauen Ufern des Mittelländischen Meeres verzehren zu können. Die straffe Centralisation, welche seit 70 Jahren diese alten Provinzen in Departements aufgelöst und Frankreich aller localen und provinziellen Autonomie beraubt hat, — diese Vorliebe der Franzosen für das pays, diesen Particularismus, wie man in Deutschland zu sagen liebt, hat sie nicht zu tödten vermocht, ein Umstand, der nebenbei bemerkt, nach unserm Dafürhalten auch auf die fernere politische Entwickelung Frankreichs nicht ohne Einfluß sein dürfte.

Es kann bei dieser Eigenthümlichkeit des französischen Nationalcharakters nicht befremden, daß die Franzosen weder in industrieller noch in mercantiler Beziehung, weder als Auswanderer noch als Colonisatoren dauernde Spuren im Auslande zurückgelassen haben; wohl aber kann es auffallen, daß sie gerade in demjenigen Gebiete der menschlichen Thätigkeit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus getreten sind, welches durch die engsten und zartesten Bande mit diesem verbunden ist und eigentlich nur im Boden und unter dem Himmel der Heimath gedeiht, in der Literatur; es kann auffallend erscheinen, daß man mit einem Worte von einer französischen Literatur außerhalb Frankreichs reden kann. Vergebens sehen wir uns

nach einer analogen Erscheinung bei den andern modernen Völkern um: Tausende von Deutschen verlassen jährlich die heimische Erde und siedeln sich in fremden Reichen, in überseeischen Ländern an, allein wenn wir absehen von einigen Zeitungsblättern, die hier und da in Europa, zahlreicher in Amerika in deutscher Sprache veröffentlicht werden, bietet sich uns nirgends die Spur einer deutschen Literatur im Auslande; zwar begegnen uns einzelne deutsche Schriftsteller jenseits der Grenzen des Vaterlandes, Klopstock in Kopenhagen, Klinger in Petersburg, Forster u. a. in Paris, zur Zeit der Revolution, Börne, Heine vor allen in Paris, allein sie stehen entweder vereinzelt da, oder wenn sie eine Schule in der Literatur bilden, so entsteht diese inner- nicht außerhalb Deutschlands. Die schöpferische Kraft der Muse ist sogar in manchen unserer Dichter und Schriftsteller, die in der Fremde dauernd ein Asyl gesucht, verdorrt, sobald sie aus dem Boden des Vaterlandes gerissen wurde. Ebenso entbehrt die englische Literatur der Zweigschulen im Auslande; in allen Theilen der Welt haben die Briten in ihren Colonien großartige Denkmale ihrer Macht und ihres politischen Genies errichtet, allein eine englische Literatur kennt eben nur England selbst; erst geraume Zeit nach den Unabhängigkeitskriegen der amerikanischen Colonien bildet sich jenseits des Oceans eine Literatur, aber diese trägt durchweg den Stempel der eigenthümlichen Genesis der nordamerikanischen Nationalität. Wie diese sich in ihrer Aeußerlichkeit an das englische Volk zumeist anlehnt, so auch die Literatur, allein in der inneren Gestaltung derselben treten überall die Spuren der Berührung mit den in höchster Blüthe stehenden europäischen Culturvölkern zu Tage, und es würde ebenso unrichtig sein, diese Literatur als einen Theil der englischen zu bezeichnen, wie das Volk der Vereinigten Staaten für Engländer anzusehen. Ganz anders das französische Volk: schon in dem 16. Jahrhundert finden sich, wenn auch nur vereinzelt, französische Schriftsteller in dem Auslande; im 17. Jahrhundert bieten Holland, Deutschland, England dem Literarhistoriker eine reiche Ausbeute. Im 18. Jahrhundert treibt der Baum der französischen Literatur schöne, blüthenreiche Zweige außer in den schon genannten Ländern noch in der Schweiz, in Rußland. Das 19. Jahrhundert endlich zeigt uns Frau von Stael in Coppet,

Victor Hugo auf der steilen Felseninsel zwischen Frankreich und England.

Diese Erscheinung kann anfänglich überraschen, allein ihre zahlreichen Ursachen wurzeln theils in den individuellen Eigenthümlichkeiten der französischen Nation, theils in ihrer Geschichte, theils im Genius der französischen Sprache. Wir haben bereits hervorgehoben, mit welcher Zähigkeit der Franzose an allem festhält, was ihm die Heimath einst geboten. Aus dieser Zähigkeit ergiebt sich ganz naturgemäß die Unfähigkeit der Franzosen, sobald sie freiwillig oder unfreiwillig in größeren Gruppen das Ausland betreten, sich mit den fremden Völkern, deren Gastfreundschaft sie genießen, oder in deren nationales Leben sie eintreten, zu verschmelzen. Anstatt sich unter der Masse der fremden Nation zu zerstreuen, wie Deutsche und Engländer in solchen Fällen wohl pflegen, schließen sich die Franzosen enge an einander an, und in dem Auslande pflegt man nicht selten entweder ganze Städte oder einzelne Viertel in den größeren Städten zu finden, in welchen sie sich in engster Verkettung niedergelassen und denen sie einen ganz bestimmten nationalen Charakter aufgedrückt haben. Dieß Zusammenleben trägt nicht wenig zur Erhaltung und Kräftigung der vaterländischen Sprache bei, es bietet die Möglichkeit zur Entwickelung einer französischen Literatur im Auslande, welche des weiteren durch den intimen Verkehr gefördert wird, den die Franzosen auch vom Auslande aus mit den Landsleuten daheim zu unterhalten bemüht sind. Man sagt, daß in dem Hause eines Deutschen, ja eines deutschen Dichters sogar, in London die Kinder in Unkenntniß der deutschen Sprache aufwachsen. Ein solches Loslösen vom Vaterlande ist dem Franzosen in der Fremde nicht möglich: er fühlt sich auch dort als Franzose, sein Haupt bleibt dem Vaterlande zugewendet, Paris ihm der Mittelpunkt der Welt, und nur aus der Verbindung mit diesem vermag er seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Daher nimmt er an allem, was im Vaterlande auf dem Gebiet der Politik, wie der Literatur vorgeht, lebhaften Antheil mit dem Wort und mit der Feder. Diese Eigenthümlichkeiten, so bedeutsam sie auch sind, würden indessen nicht die Existenz einer französischen Literatur im Auslande ermöglicht haben, wäre nicht durch den Entwickelungsgang der ganzen Nation einer

solchen Schöpfung Vorschub geleistet worden. In keinem Lande sind die Kämpfe über die großen philosophischen, religiösen und politischen Probleme, welche die Geschichte der Neuzeit, seit dem Eintreten der Reformation, ausfüllen, mit größerer Energie und Leidenschaft jahrhundertelang geführt worden, als in Frankreich und die Franzosen, welche im Auslande vorübergehend oder dauernd ihren Aufenthalt genommen, sind vorzugsweise Verbannte oder Flüchtlinge. Die Glaubenskämpfe, welche Frankreich im 16. Jahrhundert verwüsten, der religiöse Absolutismus des 17. Jahrhunderts treiben zahlreiche Scharen aus dem Vaterlande, und unter dem Druck des politischen Absolutismus betreten im 18. und 19. Jahrhundert denselben Weg, welchen jene Flüchtlinge über den Rhein, über den Canal und über die Alpen eingeschlagen haben, alle diejenigen — und ihre Zahl ist nicht gering — welche für ihre freien Anschauungen im Vaterlande keinen Raum finden. Jede dieser Gruppen, ohnehin zusammengesetzt oder wenigstens geführt von Männern aus den höheren Gesellschaftsklassen und von bedeutender Bildung, war in sich zusammengehalten durch die Gemeinsamkeit geistiger Interessen, welche sie in der Fremde nicht allein inniger aneinanderschloß, sondern sie auch nach einem geistigen Bindemittel suchen ließ. Dieses fanden die Flüchtlinge um ihres Glaubens willen in dem gesprochenen und gedruckten Worte ihrer Prediger, die andern in ihren wissenschaftlichen Werken und ihren Streitschriften. Selbstverständlich mußte sich die in diesen Elementen wurzelnde Literatur in fest vorgezeichneten Bahnen halten, wie denn auch thatsächlich die französische Literatur im Auslande während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts sich wesentlich auf religiösem, philosophischem und politischem Gebiet bewegt: gegenüber der großen Zahl von Schriftstellern in diesen Zweigen der Literatur verschwindet fast das kleine Häufchen der schönwissenschaftlichen Geister.

Als der letzte aber nicht am wenigsten bedeutsame Grund für die Entstehung einer französischen Literatur im Auslande ist endlich die große Wichtigkeit zu bezeichnen, welche die französische Sprache für das gesammte Europa in jenen Jahrhunderten bereits erlangt hatte, obwohl hier die Grenzlinie zwischen Ursache und Wirkung schwer festzustellen sein dürfte. Denn wenn allerdings die Verbreitung der Kennt-

niß der französischen Sprache dieß Entstehen einer französischen Literatur im Auslande bedeutend förderte, so läßt sich doch nicht verkennen, daß andererseits wiederum die Existenz einer so wichtigen Literatur großen Einfluß auf die Ausbreitung der französischen Sprache gewann. Wie dem auch sei, diese war die Weltsprache, die Sprache der gebildeten Stände geworden. Der französische Schriftsteller, welcher die Heimath verließ, wußte, daß er mit dem Vaterlande nicht zugleich sein Publikum verloren hatte, und dieser Umstand, der natürlich belebend auf die französische Literatur im Auslande wirken mußte, gewann für dieselbe noch eine andere Bedeutung, indem er gleichzeitig eine große Zahl von Nichtfranzosen in die Schar der französischen Schriftsteller einführte. Denn, und es ist dieß eine der bedeutsamsten Seiten in der Geschichte der französischen Literatur überhaupt, das Ausland selbst nahm nicht bloß passiv durch die Aufnahme französischer Flüchtlinge, sondern auch activ Antheil an der Bildung einer französischen Literatur außerhalb Frankreichs dadurch, daß viele seiner besten Geister sich dieses Idioms als ihrer Schriftsprache bedienten. Es entsteht dadurch in der französischen Literatur eine doppelte Bewegung, die eine aus Frankreich hinaus, die andere nach Frankreich hineinstrebend, welche auf dieselbe einen eigenthümlichen und charakteristischen Einfluß ausgeübt hat. Des näheren auf diese Doppelströmung einzugehen, liegt nicht in unserer Absicht, bietet doch schon eine Mittheilung über die nationalfranzösischen Schriftsteller, die im Auslande während der letzten Jahrhunderte gelebt und geschafft haben, eine solche Fülle von Stoff, daß wir uns darauf beschränken, nur das 17. Jahrhundert genauer zu betrachten. Zwar ist der Strom der französischen Literatur im Ausland in diesem Zeitabschnitt noch nicht von solcher Breite, wie in dem darauf folgenden Jahrhundert, allein was er an Umfang entbehrt, ersetzt er durch Tiefe. Verhältnißmäßig treten in dieser Zeit nur wenige Franzosen von Bedeutung außerhalb Frankreichs hervor, allein es sind Männer von größter Bedeutung, wie Descartes, Bayle und im Anschluß an sie Le Clerc, St. Evremond, welche in die großen Fragen, die ihre Zeit erfüllen, muthig eingreifen und sie mächtig fördern. Es waren in der That große Fragen, die dieß Jahrhundert zu Tage rief. Die Bewegung, welche

die Reformation auf kirchlichem Gebiet veranlaßt, noch weit davon entfernt, einen Abschluß gefunden zu haben, war in Frankreich namentlich noch leidenschaftlicher und eingreifender geworden, und zwar standen nicht nur auf einer Seite die Reformirten, auf der andern die Katholiken, sondern so mächtig war die Bewegung, so schlagend die Nothwendigkeit einer Reform der katholischen Kirche für ihre Anhänger selbst geworden, daß neben dem großen weltgeschichtlichen Kampf, welcher dem Vorgehen des deutschen Reformators folgte, in Frankreich sich innerhalb der katholischen Kirche ein zweifaches Streben geltend machte, das eine wesentlich politischer Natur auf die Freimachung von Rom durch Herstellung einer gallikanischen Kirche gerichtet, das andere, welches, mehr die religiösen Principien selbst ins Auge fassend, seinen Ausdruck fand in dem Kampf der Jansenisten gegen die Jesuiten. Je lebhafter aber der Kampf entbrannte, um so stärker machte sich auf der Seite der Angegriffenen das Bestreben geltend, ihre Position mit dem Aufgebot aller Machtmittel zu vertheidigen: die religiöse Einheit wurde mit Gewalt angestrebt und dadurch in natürlicher Rückwirkung Zweifel und Freigeisterei hervorgerufen, welche ihre erste schöne Blüthe in dem Verlangen nach Toleranz, nach Denk- und Gewissensfreiheit trieben.

Wenn aber nach dieser religiösen Seite hin das 17. Jahrhundert nur das im 16. Jahrhundert begonnene Werk weiter ausführt, so steht es nach zwei anderen Richtungen hin selbständig schaffend da, in der Uebertragung nämlich des Kampfes gegen die überlieferte Autorität auf die Philosophie und auf die Politik. Während sich dort der Bruch zwischen der auf Freiheit der Forschung beruhenden modernen Philosophie mit der Scholastik vollzieht, beginnt hier eine vollständig neue Anschauung von dem Rechte der Völker den Herrschern gegenüber sich Bahn zu brechen, und so bilden Freiheit des Glaubens, Freiheit des Denkens, Freiheit des Handelns die Cardinalpunkte der geistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts, welche in der französischen Literatur außerhalb Frankreichs während dieses Zeitabschnittes ihren hauptsächlichen Träger findet.

Wir haben schon angedeutet, nach welcher Richtung hin die französische Emigration sich in allen Jahrhunderten vorzugsweise bewegt hat: nach Holland, der Schweiz, England und Deutschland,

späterhin auch nach einigen anderen noch mehr nach Norden gelegenen Ländern. Um unsern Gegenstand in übersichtlicher Weise erörtern zu können, scheint es geeignet, die französischen Schriftsteller, welche im Laufe des 17. Jahrhunderts Frankreich verlassen, in den einzelnen Ländern aufzusuchen, die ihnen eine Zufluchtsstätte gewährten und deren eigenthümliche Verhältnisse sich auch in jenen einzelnen Gruppen widerspiegeln, wie denn in Holland, damals dem Lande der Freiheit und der Toleranz in Europa, die französischen Schriftsteller nicht nur vorzugsweise die freie philosophische Forschung gegenüber der Autorität namentlich der Scholastik pflegten, sondern auch auf dem Boden der Republik republikanische Anschauungen sich aneigneten, während die nach England übergesiedelten Schriftsteller namentlich unter der Regierung Karls II vorzugsweise im Gefolge des Königs erscheinen, der in der Zeit seines Exils am französischen Hofe die französische Cultur auch in anderer als schöngeistiger Beziehung lieben gelernt hatte; die Schriften eines St. Evremond sind durchweht von der Luft des Hofes und einer aristokratisch leichtfertigen Gesellschaft. Später allerdings änderten sich diese Verhältnisse; als nach der Vertreibung Jacobs der protestantische Wilhelm die Zügel der Regierung in die Hand nahm, wuchs die bis dahin nur geringe französische Colonie sehr schnell, und der ernste protestantische Geist wurde in ihr vorherrschend. In Genf und in Berlin, dem vornehmsten Punkt der französischen Emigration während des 17. Jahrhunderts in Deutschland, bildete von vorn herein der protestantische Glauben und eine vorwiegend theologisch-wissenschaftliche Richtung die charakteristische Eigenthümlichkeit derselben.

Holland, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben, nahm unter den Staaten des damaligen Europa eine sehr hervorragende Stellung ein; theils in Folge ihrer materiellen Macht als erste Handelsmacht der Welt, theils in Folge ihrer wahrhaft freien Verfassung war die Republik der Generalstaaten im 17. Jahrhundert von nicht geringerer Bedeutung für die politischen Verhältnisse Europas als heut zu Tage etwa England. Wie dieses im 19. Jahrhundert bildete jene damals einen directen Gegensatz zu Frankreich, einen Gegensatz, der verschärft wurde durch die wiederholten Versuche des

letzteren Staats, den unbequemen kleinen, aber kräftigen und zähen Nachbar seiner zunächst an Frankreich gelegenen Provinzen zu berauben. Lag hierin schon sehr begreiflicher Weise ein Grund dafür, daß derjenige Theil der französischen Schriftsteller, welcher seines politischen und philosophischen Glaubensbekenntnisses wegen das Vaterland verließ, sich vorzugsweise nach Holland wendete, so wird dieser Drang um so erklärlicher, als ihnen kein anderes Land eine gleiche Fülle von wissenschaftlichen Akademien und wahrhaft bedeutenden Lehrern der Wissenschaft bot wie eben Holland. In Leyden, in Franecker, in Utrecht, in Gröningen standen das Studium der Theologie, die classischen Studien in schönster Blüthe; Leyden namentlich besaß eine große Zahl bedeutender Professoren. Descartes, der uns hier unter den französischen Flüchtlingen von Bedeutung, zunächst begegnet, sagt in einem Briefe an Balzac über Holland: „Wo giebt es ein anderes Land, in dem man sich einer so vollständigen Freiheit erfreute? wo man mit weniger Sorge schlafen kann? wo die Armeen stets zum Schutz bereit sind, niemals zur Last fallen, wo Vergiftungen, Verrath, Verleumdungen. weniger bekannt sind, und wo mehr von der Unschuld unserer Väter übrig geblieben ist?“ Fügt man diesem Lobe hinzu, was wir oben von der Bedeutung der wissenschaftlichen Studien in Holland gesagt, so begreift sich wohl, daß Descartes mit 37 Jahren (1629) nach Holland gieng, um dort in ungestörter Muße den Wissenschaften zu leben. Descartes, aus einer adlichen Familie der Touraine, im Jahre 1596 geboren, war im Jesuiten-Collegium von La Flêche erzogen worden. Schon hier durch das Studium der Physik und der Philosophie auf Zweifel hingeführt, die er nicht zu lösen vermochte, lebte er einige Zeit bald in stiller Zurückgezogenheit im Schoße seiner Familie, bald im Taumel der Vergnügungen in Paris, dann wieder in der Einsamkeit einer Vorstadt von Paris, nur mit mathematischen Studien beschäftigt. Als er auch hier in der Wissenschaft die gesuchte Befriedigung nicht fand, wählte er mit einundzwanzig Jahren die kriegerische Laufbahn, im Glauben, wie er selbst sagt, daß „die Urtheile der Menschen im thätigen Leben, weil sie hier bald durch den Erfolg ihre Bestätigung oder Widerlegung finden müßten, richtiger sein würden, als die Er-

findungen eines müßigen Gelehrten in seiner Studierstube." Er diente zuerst in Holland unter dem Prinzen Moritz von Oranien, trat dann, nachdem er im Jahre 1619 der Kaiserkrönung in Frankfurt beigewohnt, in bayerische Dienste, nahm an den Unternehmungen des dreißigjährigen Krieges, namentlich an der Schlacht am weißen Berge, Theil, diente unter dem Grafen Boucquoy in Ungarn und kehrte endlich durch Schlesien, Polen, Norddeutschland über Holland nach Frankreich im Jahre 1622 zurück. Auch während dieser Zeit hatte er sich mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, jetzt widmete er sich diesen vorzugsweise von neuem nach einer Reise in die Schweiz, Italien und Süddeutschland, in Paris, wo er namentlich als Mathematiker eines bedeutenden Rufes sich erfreute. Noch einmal finden wir ihn wieder unter den Waffen, indem er bei der Belagerung von La Rochelle als Freiwilliger Dienste leistete. Erst nach seiner Rückkehr beschloß er den Wissenschaften und der Philosophie ganz zu leben, zu welchem Behufe er, wie gesagt, nach Holland gieng. Hier, wo er zwanzig Jahre verweilte, legte er den Grundstein zu seiner Bedeutung in dem Kampf der von ihm in das Leben eingeführten, auf der freien Forschung beruhenden modernen Philosophie im Gegensatz zu der Autoritätsphilosophie der Scholastik, welche bisher eine unumschränkte Herrschaft geführt hatte. Im Jahre 1637 erschien sein Discours de la Methode; schon im folgenden Jahre verkündeten begeisterte Schüler die neue Lehre, und bald ward an der Universität von Utrecht die Methode des Descartes von einem andern Franzosen de Roy auf dem Catheder gelehrt. Die Gegner fehlten ihm in Holland nicht, namentlich trat in Gilbert Voetius, dem Rector der Universität Utrecht, ein leidenschaftlicher Feind gegen ihn auf, der ihn des Atheismus, der Freundschaft mit den Jesuiten beschuldigte und in ihm eine für Holland sehr gefährliche Persönlichkeit sehen wollte. In einem berühmten, in lateinischer Sprache geschriebenen Brief ad celleberimum Gilbertum Voetium warf Descartes seinen Widersacher nieder. Dieser Brief war für die damalige Zeit ebenso neu in der Form, wie in seinen Ideen und giebt ein klares Bild nicht allein von der Art der Polemik des Descartes, wenn er, was er nur selten und ungern that, direct polemisch auftrat, sondern auch von seiner Anschauungsweise über-

haupt. Eine Stelle desselben, in welcher er eine Parallele zieht zwischen dem wahrhaft wissenschaftlichen Mann und dem gelehrten Dummkopf, und welche in ihrer satyrischen Schärfe an ähnliche Polemiken Lessings erinnert, lassen wir hier folgen:

„Wenn Sie unter dem Wort Gelehrsamkeit," schreibt Descartes an Voetius, „alles verstehen, was man in Büchern lernen kann, gutes wie schlechtes, so werde ich leicht zugeben, daß Sie ein großer Gelehrter sind. Weiß ich doch, daß Sie Märchen über den Leviathan, alle gottlosen Albernheiten irgend eines Bonaventura des Periers und hundert andere Meisterwerke dieser Art gelesen haben. Aber ich nenne einen Gelehrten nur den Mann, der durch lange Studien, durch unausgesetzte Anstrengungen seinen Verstand und sein Herz zu vervollkommnen verstanden hat. Und ich glaube nicht, daß die Wissenschaft, wie wir sie hier erklären, erworben werden kann, indem man ohne Unterschied alle Arten Bücher liest, sondern indem man von jeder Gattung nur die guten Bücher liest, und obenein diese Lectüre wiederholt, indem man, wenn es möglich ist, mit denen sich unterhält, die bereits den Namen eines Gelehrten sich erworben haben, indem man ohne Aufhören den Blick der Tugend wie einem göttlichen Vorbilde zuwendet und ohne Entmuthigung die Wahrheit zu suchen bemüht ist. Diejenigen, die ihre Wissenschaft in Sammlungen von Gemeinplätzen, in Wörterbüchern und Lexiken schöpfen, können in kurzer Zeit ihr Gedächtniß mit vielen Sachen anfüllen, aber sie werden darum nicht erleuchteter, nicht besser, im Gegentheil da dieser Art von Werken jeder folgerichtige Beweis fehlt, in ihnen alles durch die Autorität entschieden oder durch kurze Schlüsse bewiesen wird, so lernt man gleichfalls bald sich auf die Verfasser zu verlassen, wer sie auch sein mögen, und zwischen ihnen keine andere als die vom Parteigeist eingegebene Unterscheidung zu machen; man verliert so nach und nach die Gewohnheit, sich der natürlichen Vernunft zu bedienen, und setzt an ihre Stelle eine andere durchaus künstliche und sophistische. Denn der wirkliche Gebrauch der Vernunft, ohne den es keine Wissenschaft, kein gesundes Urtheil, keine Weisheit giebt, besteht nicht darin, vereinzelte Schlüsse zu ziehen und dem Gedächtniß einzuprägen, sondern darin, genau und vollständig alle Ideen zu umfangen, die zur Kenntniß der gesuchten Wahrheit

dienen können, und da es meistentheils unmöglich ist, diese Ideen durch Schlüsse auszudrücken, wenn man nicht mehrere unter sich verbindet, so ist es leider gewiß, daß denen, die nur auf vereinzelte Schlüsse sich stützen, fast immer ein Theil des Ganzen entgeht, welches sie in seiner Gesammtheit mit einem Blick überschauen sollten. Sie gewöhnen sich auch an Unüberlegtheit und verlieren nach und nach das gesunde Urtheil, welches ihnen die Natur gegeben hatte. Andererseits aber halten sie sich für sehr gelehrt, weil sie viel von dem behalten haben, was andere geschrieben und, weil sie darin volles Vertrauen setzen, schwellen sie an von einer lächerlichen und ganz pedantischen Arroganz. Pflegen sie überdieß noch verkehrte, unbedeutende Bücher und Streitschriften zu lesen, so werden sie ganz nothwendig, auch wenn sie von Haus aus nicht ein schlechtes Herz und einen beschränkten Verstand hatten, Dank dieser Art ihres Studiums, boshaft, dumm und gefährlich."

Wie festen Boden Descartes bereits in Holland gefaßt hatte, wie hoch sein Ansehen stand, beweist am besten die Erfolglosigkeit der Angriffe und der Intriguen des Voetius gegen ihn. Es gelang diesem zwar gewissermaßen durch Ueberrumpelung Descartes von der Obrigkeit in Utrecht verurtheilen zu lassen, allein diese erkannte sehr bald ihren Irrthum, den sie mit Unkenntniß des Gegenstandes entschuldigte, und ihr Urtheilsspruch wurde nicht allein aufgehoben, sondern auch zwei Schüler des Voetius, die ihm ihren Namen geliehen, bestraft.

Diesem Gegner folgten andere, namentlich aus den Reihen der Geistlichkeit, der reformirten wie der katholischen, welche gegen den kartesianischen Rationalismus zu Felde zogen. Descartes vermied indessen ihnen auf dieß Gebiet zu folgen, namentlich gieng er dem Ansinnen aus dem Wege, seine Ansicht über die dogmatischen Streitpunkte zu sagen, welche die Reformirten von den Katholiken trennen. Direct hierüber von einem seiner Gegner interpellirt, begnügte er sich mit der Antwort, daß er die Religion seiner Amme habe, in ihr ohne Gewissensbisse lebe und in ihr mit derselben Ruhe zu sterben hoffe. Für unser Thema sind indessen noch die Erfolge Descartes' nach einer andern Seite hin, als auf dem Gebiet der Philosophie von Bedeutung: wie er diese von dem Joch der Autorität

befreit hat, so hat er auch wesentlich zur Verdrängung der lateinischen Sprache beigetragen. Zwar er selbst schrieb nur wenig in französischer, vorzugsweise in lateinischer Sprache, allein so groß war die Bedeutung seines wissenschaftlichen Auftretens, so tief eingreifend namentlich die Wirkung seines in französischer Sprache geschriebenen Discours de la Methode, sowie seiner kleineren Abhandlungen „über den Menschen," „über die Leidenschaften," „über das Licht," daß mit ihnen auch die französische Sprache sich weit in der gelehrten Welt und in der gebildeten Gesellschaft verbreitete. Ein Beispiel wird dieß zeigen: Im Jahr 1649 verließ Descartes Holland nach zwanzigjährigem Aufenthalt, um wie bekannt einer Einladung der Königin Christine von Schweden zu folgen; als fast gleichzeitig St. Evremond nach Holland kam, um dort das Ende seiner Verbannung abzuwarten, fand er die Sprache seines Landes so allgemein verbreitet, daß er sich nicht genöthigt sah das Holländische zu erlernen, wie Descartes noch gethan, der dieser Sprache sich im mündlichen Verkehr bedienen mußte.

Mit der Uebersiedelung Descartes' nach Schweden, wo er bald darauf im Jahr 1650 starb, tritt in der Geschichte der französischen Literatur in den Niederlanden eine längere Pause ein. Erst gegen das Jahr 1680 nimmt sie plötzlich wieder einen philosophischen und politischen Charakter von Bedeutung an. Die Aufhebung des Edicts von Nantes und die Gewaltmaßregeln, welche diesem Acte Ludwigs XIV vorausgiengen, veranlaßten die reformirten Franzosen, in den Niederlanden ein Asyl zu suchen, und im Jahr 1684 war die französische Sprache dort abermals so verbreitet, daß Bayle sagen konnte: „Die französischen Bücher finden hier besseren Absatz, als alle anderen, und es giebt keinen Schriftsteller, der nicht französisch verstände, wenn sie es auch nicht sprechen." Die Zahl der Flüchtlinge war groß, unter ihnen vorwiegend der Adel und die unterrichtete Classe: „Von den Männern der Wissenschaft," sagt Sayous in seinem vortrefflichen Buche über die französische Literatur des 17. Jahrh., „verfolgten die einen, glühende und unermüdliche Theologen, mit verdoppelter Energie den in Frankreich aufgenommenen Kampf gegen die katholischen Theologen: mehrere fanden Aufnahme in den niederländischen Lehranstalten und widmeten sich den classischen Stu-

dien und dem Unterricht; eine große Zahl unternahm die Veröffentlichung periodischer Zeitschriften von wissenschaftlichem oder profanem, von ernstem oder leichtem Inhalt;" ein Theil der Flüchtlinge endlich und zwar die Mehrzahl beschäftigte sich mit der Anfertigung von Libellen und Flugschriften, für welche damals und auch späterhin Holland berüchtigt war.

Zwei Männer sind es vorzüglich, welche unter den Philosophen und Theologen dieser französischen Colonie in den Niederlanden sowohl in wissenschaftlicher und religiöser, wie in literarischer Beziehung von hervorragender Bedeutung sind. Vier Jahre vor der Aufhebung des Edicts von Nantes, im Herbst 1681, kamen nach Rotterdam zwei Flüchtlinge, um dort, nachdem eine Ordonanz Ludwigs XIV die Akademie in Sedan, wo sie Professuren bekleidet, geschlossen, ihr Brod und ein Asyl zu finden, der eine für seine philosophische Unabhängigkeit, der andere für seinen Eifer in der religiösen Controverse: Pierre Bayle und der Prediger Jurieu. Jurieu war geboren 1637, also bereits 44 Jahre alt; sehr jung Professor der hebräischen Sprache und der Theologie in Sedan geworden, zeichnete er sich aus als ein sehr eifriger Streiter ebensowohl gegen die Katholiken und Jansenisten wie gegen einzelne im Protestantismus vertretene Richtungen; im Laufe weniger Jahre schrieb er eine Anzahl polemischer Schriften, von denen ihm namentlich drei einen hervorragenden Platz unter den reformirten Theologen sichern, die eine gerichtet gegen die Beschuldigungen, welche der Jansenist Arnauld gegen die Moral der Reformirten erhoben, die zweite gegen Bossuets Auseinandersetzung der katholischen Lehre; die dritte endlich über „die Politik des Klerus in Frankreich" enthüllte die Geheimnisse der Politik, welche der Hof seit dem Jahre 1661 gegen die Reformirten befolgt hatte. Die große Wirkung dieser letzten Schrift ist wohl mit eine Veranlassung für die Schließung der Akademie in Sedan gewesen.

Bayle war 1647 im mittäglichen Frankreich aus einer dem reformirten Glaubensbekenntniß sehr anhänglichen Familie geboren. Zum Studium der Theologie nach dem Beispiel des Vaters und des älteren Bruders bestimmt, besuchte er zunächst die protestantische Akademie von Puy-Laurens, wo er von Wissensdrang getrieben

sich den mannigfachsten Studien, namentlich auch der Lectüre der Streitschriften hingab. Nach Vollendung seiner dortigen Studien begab er sich zum Studium der Philosophie nach Toulouse, auf ein von Jesuiten geleitetes Collegium. Der Protestant auf einer jesuitischen Hochschule ist übrigens ein weniger befremdliches Schauspiel, als es vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag. Denn in Folge einer sonderbaren Eigenthümlichkeit war es damals ziemlich allgemeine Sitte unter den französischen Reformirten die Anstalten der Jesuiten für einige Zeit zu besuchen, wobei dann freilich kaum weniger auffallend erscheinen mag, daß die Jesuiten sich dazu verstanden, die jungen Protestanten in der Handhabung der geistigen Waffen zu unterrichten, die sie voraussichtlich später in dieser Blüthezeit der religiösen und philosophischen Polemik gegen sie selbst anwenden würden. Wurden sie dabei von der Hoffnung geleitet, den protestantischen Glauben der jungen Leute zu erschüttern, so täuschte sie Bayle wenigstens hierin nicht. Dieser, wie es scheint schon in Puy-Laurens an der Wahrheit seines Glaubens zweifelnd, trat fünf Monate nach seiner Ankunft in Toulouse zur katholischen Kirche über, allerdings nur auf kurze Zeit, denn kaum ein Jahr später kehrte er wieder zu seinem alten Glauben zurück, weniger wohl in Folge theologischer Ueberzeugung, als aus Anhänglichkeit an den Glauben seiner Vorfahren, aus Mitgefühl für seine damals schon bedrohten Glaubensgenossen und aus Achtung vor den Ueberzeugungen seiner aufrichtig von ihm geliebten Familie. Allein dieser Rücktritt bedrohte ihn mit ewiger Verbannung; er zog es vor, sich freiwillig aus seiner Heimath zu entfernen und zwar zunächst nach Genf, um dort seine theologischen Studien fortzusetzen. Derselbe Forschungstrieb, derselbe Drang nach Erkenntniß, welcher Bayle — Hettner nennt ihn eine Faustnatur — wenigstens zu seinem ersten Wechsel im Glaubensbekenntniß bewogen, charakterisirt auch seine Genfer Studien: eifrig besucht er die theologischen, aber noch eifriger die philosophischen Vorlesungen. Noch in Toulouse Gegner der neuen Philosophie erklärt er sich jetzt schon wenigstens in der Physik für einen Anhänger Descartes', auf dessen Lehren er sich später, namentlich in religiöser Beziehung, vollständig stützte, daneben treibt er bei seiner seltenen Fähigkeit, zwölf bis fünfzehn Stunden täglich zu arbeiten,

zahlreiche andere Studien: ganze Körbe voll Bücher borgte er sich, wie er in Briefen an seine Eltern erzählt, von seinen Freunden. Diese Mannigfaltigkeit der Studien entfernte ihn mehr und mehr von der Theologie, bis er sie endlich ganz als Studium im engern Sinne fallen ließ. Ohne Vermögen angewiesen seinen Lebensunterhalt selbst zu gewinnen, war Bayle zunächst bei einem Grafen Dohna, einem dort in der Verbannung lebenden preußischen Staatsmann, Lehrer, der das später durch Frau von Stael berühmt gewordene Schloß Coppet besaß, dann in Rouen und Paris, endlich wie bereits erwähnt, Professor in Sedan, und zwar Professor der Philosophie, ohne indessen für Metaphysik ein besonderes Interesse zu empfinden, nur um der verhaßten Stellung als Lehrer zu entgehen. In seinen Vorlesungen blieb er der alten Lehre treu, außerhalb derselben diente er dagegen bereits mit seiner Feder der Lehre Descartes', deren Vertheidigung seine erste Schrift gewidmet war. Schon vor Aufhebung der Akademie in Sedan hatte Bayle in richtiger Erkenntniß der den Reformirten drohenden Gefahren die Uebersiedelung in das Ausland überlegt: daß ihm bald die unfreiwillige Gelegenheit wurde, diesen Plan auszuführen, haben wir bereits gesehen. In Rotterdam erhielt er eine Professur der Geschichte und der Philosophie. Hier tritt Bayle sofort mit größerer Freiheit auf: in seiner philosophischen Vorlesung zeigt er sich als entschiedenen Cartesianer, indessen weit entfernt davon, die Philosophie des Descartes gewissermaßen als ein Dogma zu behandeln; er selbst sagt von sich: „Ich bin ein Philosoph ohne Eigensinn und sehe Aristoteles, Epicur, Descartes als Erfinder von Conjecturen an, die man meidet, oder die man verläßt, je nachdem man seinem Geist ein Vergnügen dieser oder jener Art bereiten will." Dieser Ausspruch Bayles ist charakteristisch für ihn; sein unruhig forschender Geist weist alles dogmatische zurück und bewegt sich vorzugsweise in einer sceptischen Negation, ohne indessen im Scepticismus selbst wieder bis zu den äußersten Grenzen zu gehen. Gerade diese Eigenthümlichkeit Bayles, an allem zu rütteln, ohne selbst Systeme aufzustellen, bedingt seine große Bedeutung; wie kein anderer seiner Zeit hat er dadurch den bis dahin rein theologischen Gesichtskreis des Zeitalters durchbrochen und ist an Fragen herangetreten, die man bis dahin nicht erkannt, oder, was wohl richtiger, denen

man aus dem Wege gegangen. Descartes hielt an der Religion seiner Amme fest, d. h. er vermied klar und deutlich die Gegensätze auszusprechen, die sein Denken von der Kirche trennten. Bayle thut einen großen Schritt vorwärts; zwar liebt auch er sich als einen rechtgläubigen Protestanten zu bezeichnen, allein in präcisester Weise zeigt er den Unterschied zwischen Denken und Glauben, Vernunft und Offenbarung. Gleich in seinem ersten in Holland geschriebenen Werk „Verschiedene Gedanken über die Cometen" stellt er den Satz auf, daß der Unglaube, ja die Gottesleugnung besser sei, als der Aberglaube. Ueber den Satz selbst mag man verschiedener Ansicht sein, allein nicht in Anerkennung der Anwendung, die Bayle ihm gab, welcher aus ihm sofort die Folgerung zog, daß folglich der Staat verpflichtet sei, auch den Atheisten unbeschränkte Duldung zu gewähren. Man vergegenwärtige sich, daß Bayle diesen Satz aussprach, als Ludwig XIV die Einheit im religiösen Bekenntniß seines Landes durch Wasser- und Feuertod, durch Aechtung und Verbannung herzustellen bemüht war, als im Protestantismus selbst ein knöcherner Autoritätsglaube sich herausbildete, und man wird dann seine volle und ernste Bedeutung würdigen können.

Diesem ersten Werk Bayles folgten bald andere: zunächst eine „allgemeine Kritik der Geschichte des Calvinismus," dann von größerer und nachhaltiger Bedeutung ein journalistisches Unternehmen, die im März 1684 begonnene Herausgabe eines monatlich erscheinenden wissenschaftlichen und literarischen Blattes, Nouvelles de la République des lettres. Zwar gab es bereits längst politische Tageblätter, zwar hatte auch im Jahre 1665 bereits ein geistlicher Parlamentsrath in Paris, Sallo, ein „Journal des savants" gegründet, allein Bayle ist recht eigentlich als der Vater der französischen Journalistik anzusehen, der seit seinem Vorgehen erst den kritischen Charakter erhält, welcher der Journalistik ihre Bedeutung sichert. Die Zeit war einem journalistischen Unternehmen günstig: überall standen sich, in der Kirche, wie in der Wissenschaft und in der Literatur streitende Parteien gegenüber; die alten Traditionen waren erschüttert und hatten die gewohnte Herrschaft verloren. Neues drängte mit Macht auf allen Gebieten des menschlichen Lebens heran, ohne indessen den Thron bereits bestiegen zu haben; natürlich bot sich da

einem Schriftsteller von so viel Kühnheit, Geist und Kenntnissen wie Bayle ein weites Feld zur Entwickelung einer Thätigkeit, die der ganzen Anlage seines Verstandes nach ihn zur Kritik führen mußte.

Diesem ersten Journal — ein großes Ereigniß für die literarische Welt jener Zeit — blieb übrigens die Feuertaufe eines Preßprocesses und einer Verwarnung — man war damals mit diesen Complementirungen des modernen Journalismus nicht so freigebig wie heute — nicht erspart. Bayle, dem auch aus Frankreich zahlreiche Artikel zugiengen, hatte eine die französischen Zustände scharf karrikirende „Correspondenz aus Borneo" abgedruckt. Ihr eigentlicher Verfasser, Fontenelle in Paris, wurde bekannt und entgieng nur mit Mühe der Bastille. Die Verwarnung ertheilte die Königin Christine von Schweden, allerdings in einer von der heute beliebten etwas abweichenden Form, wenn auch immer drohend genug; sie schrieb an Bayle: „Ich habe überall Freunde und Diener, in Frankreich vielleicht mehr wie anderswo, wonach Sie sich also zu richten haben."

Inzwischen war die Aufhebung des Edictes von Nantes erfolgt. Der Eindruck dieser Maßregel auf die Flüchtlinge im Auslande war groß. Jurieu begann seine Lettres pastorales gegen Bossuet; Bayle, ohnehin persönlich erbittert durch den Tod seines Bruders im Gefängniß, in welches man ihn zum Theil aus Rache wegen Bayles Rücktritt vom Katholicismus zum Protestantismus geworfen, bis er die Lehre Calvins abschwören werde, veröffentlichte eine kleine Schrift: „Ce que c'est que la France toute catholique sous Louis le Grand" — wie gewöhnlich seine polemischen Schriften in Briefform — der bald sein berühmter „Commentaire philosophique sur les paroles de Jesus Christ": Contrains les d'entrer folgte [1]).

Von den zahllosen Schriften, welche von den Protestanten gegen jene Maßregel Ludwigs XIV gerichtet wurden, beurtheilt keine

1) Es sind diese Worte dem Gleichniß vom Abendmahl entnommen, wo es heißt Lucas 14, 23. „Und der Herr sprach zu dem Knechte, gehe aus auf die Landstraße und an die Zäune und nöthige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde."

mit gleichem Scharfsinn und gleicher Umsicht ihren Charakter und ihre Tragweite. Trotz seiner persönlichen Verletztheit zeigt sich Bayle in diesen Schriften als unparteiischer Historiker und als tüchtiger Politiker, während er als Moralist sich durch seine rücksichtslose Forderung vollständiger Toleranz auf die höchste Stufe stellt. Er deutet darauf hin, daß nicht die katholische Kirche durch solche Maßregeln triumphiren, sondern das Christenthum leiden müsse. „Muß man nicht sagen," ruft er aus, „daß Gott zu gut ist, als daß er der Urheber einer so verderblichen Sache sein könnte, wie die positiven Religionen?" und „was soll man von dem Christenthum urtheilen? Muß man nicht meinen, daß es eine blutdürstige Religion ist, welche, um ihre tyrannische Herrschaft über die Gewissen herzustellen, alles benutzt, falsche Eide, Dragonnaden, falsches Zeugniß, Henker und Inquisition?" In dem Commentar über das „Nöthige sie, hereinzukommen" spricht er seine Ansichten über die Nothwendigkeit der Toleranz in vollster Klarheit aus. Er verlangt für alle Religionen, gleichviel Socinianer oder Juden, Türken, Heiden, welche nicht gegen die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft verstoßen, eine vollkommene Duldsamkeit. Daß ein solches bis dahin unerhörtes Evangelium bei den katholischen Widersachern Bayles keinen größeren Anstoß erregen mußte, als bei seinen Glaubensgenossen, den eifrigen Protestanten selbst, ist schon hervorgehoben worden: jetzt sollte Bayle die Erfahrung in den ihm zunächst stehenden Kreisen machen, ohne daß er indessen dadurch, wie gleich hier erwähnt sein mag, veranlaßt wurde, diesen neuen Gegnern je irgend eine Concession zu machen. Als der Commentar über das Compelle intrare erschien, dessen Autorschaft Bayle anfänglich vollständig und mit geringer Loyalität verleugnete, sie vielmehr den in London lebenden, im Geruch des Socinianismus stehenden Glaubensgenossen zuzuschieben suchte, war in den Niederlanden die Elite der reformirten französischen Geistlichkeit vor ihrer Zerstreuung nach England, Preußen, Schweden und andern Ländern versammelt. In Rotterdam lebten außer Bayle und Jurieu, Basnage, Du Bosc, Superville, La Placette, Jaquelot, Ancillon; im Haag der ehrwürdige Claude und Le Clerc. Unter den Geistlichen herrschte als geehrtes Oberhaupt Jurieu, namentlich seit Veröffentlichung seiner lettres pasto-

rales. Sein Verhältniß zu Bayle hatte sich schon seit der Veröffentlichung der Gedanken über die Cometen verschlechtert; er fürchtete den übeln Einfluß der ironisch zweifelnden Philosophie des letztern, und als er in ihm den Urheber des Commentars erkannte, witterte er in den Büchern seines ehemaligen Freundes nur noch verderbliche Complotte. Er veröffentlichte eine Antwort auf dieß Buch, um den Beweis zu führen, daß im Gegensatz zur Theorie Bayles die Fürsten nicht allein die religiösen Angelegenheiten zu überwachen haben, sondern auch die Religion aufrecht erhalten und sich ihrer Autorität zur Vernichtung der Secten bedienen müssen. Die Katholiken, Bossuet an der Spitze, jubelten über diesen Conflict im Schoße der reformirten Flüchtlinge. Bayle blieb die Antwort zwar nicht schuldig, allein der leidende Gesundheitszustand beider, der Bayle auch veranlaßte, die Herausgabe der Nouvelles de la république des lettres an Basnage de Beauval im Jahre 1688 abzutreten, ließ den Streit zunächst keine größern Dimensionen annehmen. Aber nach einem Waffenstillstand von mehreren Jahren brach plötzlich der Kampf von neuem aus: es erschien zu Anfang 1690 eine Schrift: „Wichtiger Rath für die Flüchtlinge in Betreff ihrer bevorstehenden Rückkehr nach Frankreich," welche in den protestantischen Kreisen eine außerordentliche Indignation hervorrief. Der glückliche Ausgang der Revolution in England nämlich und die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien hatten den französischen Flüchtlingen den festen Glauben gegeben, daß der Triumph des Papstthums sich seinem Ende nähern und Ludwig XIV namentlich durch England gezwungen werden würde, den Vertriebenen die Rückkehr zu gestatten. Jurieu selbst kräftigte diesen Glauben durch seine auf der Auslegung der Apokalypse beruhenden Prophezeihungen; der in der Offenbarung angekündigte Sturz des Antichrists bedeutete nach ihm den Sturz des Papstthums zunächst in Frankreich, wo er im Jahre 1689 eintreten sollte, bis er in den Jahren 1710—1715 ganz vollendet sein und dann nach Vernichtung aller Secten — auch der protestantischen — das tausendjährige Reich eintreten würde. Diese Prophezeihungen Jurieus fanden nicht nur ungeheuern Anklang bei den aufgeregten Gemüthern, sondern riefen namentlich in den französischen Provinzen zahlreiche andere Prophezeihungen — in der Dauphiné allein standen über 300 solcher Pro-

pheten, theils Mädchen, theils Kinder, auf — hervor. Die Katholiken spotteten über diese plötzliche Bekehrung der Protestanten zum Wunderglauben, allein in allen Ländern, wo die Flüchtlinge Aufnahme gefunden, galt nur noch der Gedanke an die Rückkehr nach Frankreich: die leidenschaftlichen Charaktere wie Jurieu wurden naturgemäß die Häupter dieser Bewegung, in welcher alle Andersmeinenden, die sich etwa gegen solche abergläubische Leichtgläubigkeit aussprachen, als Freigeister, Gottlose, Atheisten bezeichnet wurden. Dieser Hoffnung auf die Rückkehr trat nun die bereits erwähnte Schrift: „Wichtiger Rath u. s. w." entgegen, indem sie im Gegensatz zu der durch eine Intervention des englischen Volkes herbeigeführten Vernichtung des Papstthums in Frankreich die Flüchtlinge über die gute Stimmung Ludwigs XIV zu ihren Gunsten beglückwünscht und sich namentlich gegen die seit der englischen Revolution in den Kreisen der Reformirten herrschende Ueberzeugung von dem souveränen Rechte der Völker im Gegensatz zum Rechte der Fürsten ausspricht, wie denn überhaupt diese Schrift die Protestanten als unklare fanatische Köpfe, als schlechte Bürger, die immer bereit sind, ihr Vaterland zu zerreißen, um ihren Stolz zu befriedigen und ihre Klagen zu rechtfertigen, schildert. Die Empörung über diese Schrift, die man anfänglich aus den Reihen der Katholiken hervorgegangen glaubte, war groß; die besten Schriftsteller unter den Protestanten, namentlich Basnage in seinem Journal, beeilten sich, sie zu beantworten: als man aber bald argwöhnte, daß Bayle der Verfasser der Schrift sei, ließ Jurieu trotz des Abmahnens seiner Freunde, die einen solchen eklatanten Bruch vermieden wissen wollten, seinem Haß gegen jenen freien Lauf, den er in einer leidenschaftlichen Erwiderung beschuldigte, ein offenbarer Atheist zu sein und nur eine Gottheit, Ludwig XIV, anzuerkennen. Bayle antwortete theils durch Widerlegung der Beschuldigungen Jurieus gegen ihn, theils durch neue Anklagen, die er gegen diesen erhob. Bayle ist wohl in der That als Verfasser des Avis aux Refugiés anzusehen: der Grund der auffallenden Erscheinung, daß er, bisher ein eifriger Vertheidiger der Protestanten und ihr Genosse im Exil, sie in dieser Weise angreift, ist in dem eigenthümlichen Charakter, nicht wie vielfach behauptet worden ist, in einer erkauften Treulosigkeit Bayles zu sehen.

Daß er kein fanatischer Protestant, sondern ein freidenkender Kopf war, haben wir bereits gesehen: er hatte aber zugleich einen staatsmännischen Blick und während daher einmal die prophetisch-abergläubische Bewegung seiner Landsleute ihn, den kühlen scharfen Denker, als eine unleidliche Albernheit höchst widerwärtig berühren mußte, entgieng dem Politiker andererseits nicht, daß diese Haltung der Flüchtlinge in Europa eine sehr schlechte Wirkung haben müsse, daß von der Erfüllung ihrer politischen Pläne, die sich alle auf Wilhelm von Oranien gründeten, keine Rede sein könne. Man darf wohl annehmen, daß Bayle jenem unsinnigen Benehmen und den unfruchtbaren Speculationen durch seine Schrift Einhalt thun wollte. Daß er zu weit gegangen, ist nicht zu verkennen und zeigt sich am besten darin, daß sein Rath für die Flüchtlinge allgemein als ein Triumph des Katholicismus angesehen wurde. Es war dieß eine Strafe, die Bayle gewiß schwer empfand, schwerer wohl als eine andere, die gleichfalls durch jene Schrift hervorgerufen wurde, den Verlust seiner Professur in Rotterdam. Seine Gegner, an ihrer Spitze Jurieu, beschuldigten ihn, sich in seinem schon vor zwölf Jahren erschienenen Buch über die Cometen zahlreicher und gefährlicher Irrlehren schuldig gemacht zu haben. Die Beschützer Bayles, welche zu den Gegnern des Prinzen von Oranien gehörten, hatten ihren Einfluß verloren, König Wilhelm selbst war ihm nicht günstig gesinnt, und da gleichzeitig Bayle in Folge seiner letzten Schrift im Verdachte stand, in Verbindung mit der französischen Regierung zu stehen, wurde ihm im Jahre 1693 seine Pension, sowie die Berechtigung, öffentlichen oder Privatunterricht zu geben, entzogen. Er ertrug seine Absetzung mit Gleichmuth, als „ein christlicher Philosoph," wie er selber sagte. Ihm, damals unstreitig dem berühmtesten Schriftsteller Europas, wurden sofort viele neue Stellen angeboten, er schlug sie aus, theils weil er sich „der Katzbalgereien unter Professoren," wie er sich ausdrückt, müde glaubte, theils weil er in Rotterdam bleiben wollte, um ungestört an seinem großen Werke, dem kritischen und historischen Wörterbuch, zu arbeiten, welches er im Jahre 1692 begonnen hatte und im Jahre 1696 vollendete. Die Bedeutung dieses seines größten und Epoche machenden Werkes ist eine außerordentliche: die Masse des Stoffes, die sorgfältige Prä-

cision der Details, die Leichtigkeit, mit der der Verfasser sein ungeheures Wissen handhabt, sind staunenerregend. Freilich ist ein Theil der Ausführungen des Wörterbuchs durch unumstößliche Beweise widerlegt und nach eingehender Prüfung mancher Commentar des scharfsinnigen Kritikers gegenstandslos befunden worden: allein die Irrthümer sind verhältnißmäßig unbedeutend im Vergleich zu der ungeheuern Masse der in den Quartanten aufgenommenen Thatsachen. Bayle hatte aus seinem Unternehmen fast alles ausgeschlossen, was die damals schon ziemlich zahlreichen neuen historischen Wörterbücher besseres boten. Das damals allgemein verbreitete Wörterbuch von Moreri, die dazu von verschiedenen Seiten gelieferten Supplemente, ein anderes von Chappuzeau, welches vorzugsweise die nördlichen Staaten und das übrige protestantische Deutschland behandeln sollte, endlich verschiedene biographische Sammlungen beschränkten daher das Feld der Thätigkeit Bayles, dessen anfängliche Absicht darin bestanden hatte, ein Wörterbuch der geschichtlichen Irrungen und falschen Urtheile zu verfassen, die in ähnlichen Büchern verbreitet worden waren. Die Methode, welche er bei der Abfassung seines Werkes verfolgte, entspricht vollkommen seiner Individualität, seiner gewöhnlichen Art zu schreiben. Auf der einen Seite giebt er den Text, die gedrängte Geschichte der betreffenden Persönlichkeiten, auf der andern d. h. unter dem Texte selbst, in Form von Noten, seinen Commentar, der aber neun Zehntel des Werkes ausfüllt und ihm seinen wahren Werth giebt. In diesen Noten hebt Bayle die Widersprüche hervor, die ihm auf allen Gebieten des Glaubens und der Wissenschaft begegnen, und begründet seine Zweifel. In dem Tone eines einfachen Gesprächs, nicht selten mit einer scheinbaren Vorliebe für Zweideutigkeiten spricht er seine Paradoxen aus; aber ohne den Proceß zu Ende zu führen, d. h. ohne, nachdem er das Für und Wider gegenüber gestellt, ein endgiltiges Urtheil zu fällen, läßt Bayle sich an dem Zweifel als solchem genügen. Daß Bayle in dieser Weise durch seinen stets erneuten Widerspruch, durch sein überall zu Tage tretendes Mißtrauen nicht allein die Kritik den folgenden Geschlechtern gelehrt hat, sondern auch den Zweifel als solchen, ist vielfach als ein Unglück beklagt worden; uns erscheint diese Klage ebenso müßig und ungerechtfertigt

wie der andere Vorwurf, der ebenfalls Bayle gemacht zu werden pflegt, daß er sich nicht selbst über den Zweifel erhoben habe, nach dem Worte von Leibnitz, daß der Zweifel eine Brücke zur Wahrheit sein soll. Ohne den Zweifel ist aber eine wirkliche Kritik nicht möglich, und Bayle, indem er die wirklich vorhandenen Widersprüche nachwies, es einer kommenden Generation aber überließ, aus ihnen die Folgerungen zu ziehen, hat dadurch gerade die fortschreitende Entwickelung dieser Kritik möglich gemacht. Er hat jedenfalls durch sein Wörterbuch der neuen Wissenschaft der geschichtlichen Kritik die Bahn gebrochen, auf welcher heute alle wandeln, die sich bemühen, die Gegensätze aufzulösen, welche Religion und Vernunft, Glauben und Denken bieten. Bayle war, wie aus allem, was wir mitgetheilt, hervorgeht, Skeptiker. Die Zweifel an der überlieferten Wahrheit, die ihn in seiner Jugend vom Protestantismus zum Katholicismus, von diesem wiederum zum Protestantismus trieben, füllen sein ganzes Leben aus, aber sie führen ihn nicht zur Erkenntniß von der Nichtigkeit des Glaubens, sondern nur zur Erkenntniß von der Nichtigkeit der Vernunft. Uns scheint Sagous ihn richtig zu beurtheilen, wenn er von ihm sagt, sein Skepticismus sei nur eine mißtrauische Vorsicht, zuweilen ein Vorwand zur Discussion oder eine besondere Vorliebe für die Lösung schwieriger Probleme gewesen, wie auch Leibnitz ihn fein und treffend charakterisirt, wenn er über ihn schreibt: „Das wahre Mittel, um Bayle nützlich schreiben zu machen, würde sein, ihn scheinbar anzugreifen, wenn er gute und wahre Sachen sagt, denn dieß würde ihn zur Fortsetzung anreizen, man dürfte ihn aber nicht angreifen, wenn er schlechte Sachen sagt, denn dieß würde ihn veranlassen, andere ebenso schlechte Sachen zu sagen, um die ersten aufrecht zu erhalten."

Nach Vollendung des Wörterbuchs, von dem er selbst noch eine wesentlich vermehrte zweite Ausgabe veröffentlichte, wurde die Polemik mit seinen Glaubensgenossen wieder aufgenommen, namentlich in seinen „Antworten auf die Fragen eines Provinzialen." Diese Debatten füllten die letzten Lebensjahre Bayles aus, der am 28. December 1706 sanft entschlief. Mit einer naiven Genugthuung rühmt sich einer seiner Gegner, Le Clerc, die Ursache seines Todes gewesen zu sein. „Bei der Abfassung einer gegen mich gerichteten Antwort,

sagt er, ist er so in Zorn gerathen, daß dadurch sein Leben abgekürzt worden und er sich im Körper etwas gesprengt hat, was seinen Tod herbeigeführt." In der That ist Bayle an einem erblichen Brustübel gestorben; keinenfalls war er, der allgemein als sehr sanft von Charakter geschildert wird, der Mann, um vor Zorn zu sterben. Er selbst schreibt wenige Tage vor seinem Ende: „Ich sterbe als christlicher Philosoph." An dieser Bezeichnung hat er festgehalten, sie war richtig, wenigstens nach den Anschauungen Bayles selbst, der den Glauben als solchen in seinen metaphysischen Betrachtungen nicht in den Kampf hineinzog, sondern sich nur mit dem Verstande zu thun machte. Seine protestantischen Glaubensgenossen freilich haben durch den Mund eines ihrer ausgezeichnetsten Prediger feierlich „angesichts des Himmels und der Erde dagegen protestirt, daß er jemals ein ächtes Glied der Reformation gewesen."

Bayle und Jurieu nehmen in der literarischen Geschichte der französischen Colonie in den Niederlanden einen so hervorragenden Platz ein, daß wir ihnen unsere Aufmerksamkeit zunächst zuwenden mußten. Neben ihnen steht indessen eine Reihe bedeutender Männer, welche, wenngleich von geringerem Einfluß auf die die ganze Zeit erfüllenden Fragen nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfen. Ihre Thätigkeit bewegt sich gleichfalls in der theologisch-philosophischen und kritischen Richtung, die wir überhaupt als das Wesen der auf niederländischen Boden verpflanzten französischen Literatur bezeichnet haben. Bayle zunächst steht weniger in wissenschaftlicher Beziehung als wegen persönlicher Freundschaft zu ihm Jacques Basnage im Jahre 1653 zu Rouen aus einer protestantischen adlichen Familie geboren, die auch durch andere ihrer Glieder noch in der Literaturgeschichte der Flüchtlingscolonie vertreten ist. Siebzehn Jahre alt bezog Basnage im Jahre 1670 gleichzeitig mit dem um fünf Jahre ältern Bayle die Genfer Universität, um dort ebenfalls den theologischen Studien obzuliegen. Zwischen beiden entstand trotz des Altersunterschiedes bald ein inniges Freundschaftsverhältniß, beide waren von gleichem Wissensdurst und Arbeitsdrang getrieben; während indessen Bayle, wie wir gesehen, in der Religion keineswegs die Lösung seiner Zweifel fand und daher von der Theologie im engern Sinne sich abwandte, fühlte sich Basnage aus voller innerer Ueberzeugung

zum theologischen Studium, zum geistlichen Beruf hingezogen, obwohl seine äußere Stellung, seine große Begabung, sein reges wissenschaftliches Interesse ihm in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit eine glänzende Zukunft gesichert hätten. Einer seiner Lehrer sagte von ihm, er sei zu ehrlich, um Prediger zu werden, und Voltaire meint, Basnage sei mehr geeignet einen Staat als eine Kirche zu administriren. Wie es indessen stets der Fall zu sein pflegt, daß wahrhaft bedeutende Männer ihre Eigenschaften, welchen Beruf sie auch erwählen, zur Geltung bringen und zum Wohl der Menschheit verwerthen, so auch hier. Basnage, der mit 23 Jahren Pfarrer in Rouen geworden, und der nebenbei erwähnt auch Bayle auf die in Sedan vacante Professur aufmerksam gemacht hatte, gieng mit andern Angehörigen seiner Familie, als kurz vor dem Widerruf des Edictes von Nantes seine Kirche in Rouen geschlossen worden, gleichfalls nach Rotterdam, wohin ihn seine Freundschaft mit Bayle zog. Zunächst dort Prediger, wurde er später nach dem Tode des letzteren Pfarrer der Wallonischen Kirche im Haag. Die Ehrlichkeit, welche sein Lehrer an ihm gerühmt, sein scharfer Verstand, sein klarer Blick, welche ihn nach Voltaires Auffassung zum Staatsmann stempelten, kamen ihm gerade in seiner Stellung in den Niederlanden vorzugsweise zu statten. Das Terrain, auf dem er sich hier bewegte, war ein höchst schwieriges: nach innen war, wie wir gesehen, die französische Colonie sehr zerrissen durch die Streitigkeiten zwischen Bayle und Jurieu, für Basnage um so schmerzlichere Streitigkeiten, als der eine sein Freund, der andere sein Schwager war. Der maßlose Zelotismus des letzteren war seinem glaubensinnigen aber maßvollen Wesen ebensowenig zusagend wie der kühle Skepticismus des ersteren. Beide Richtungen suchte Basnage zu vermitteln, in seinem persönlichen Verkehr mit ihren Trägern, indem er das falsche auf beiden Seiten mit unparteiischer Wahrheit darlegte, im Verkehr mit der großen Menge der Flüchtlinge, indem er ihnen das Festhalten am Glauben, aber auch die Nichtigkeit verführerischer Hoffnungen und die Vermeidung aller revolutionären Versuche predigte.

Während er in dieser Weise mäßigend und ermuthigend auf die französische Colonie zu wirken bemüht war, ließ er sich gleich-

zeitig angelegen sein, sie auch nach außen würdig und wirksam zu vertreten, und hier sind es eben seine staatsmännischen Eigenschaften, die ihm vorzugsweise zu gute kommen. Frei von Illusionen, aber stets belebt von Hoffnungen beurtheilt er mit seltenem Scharfsinn die Ereignisse und ihre Folgen. Sein vornehmstes Ziel ist die Herstellung der Gleichberechtigung des Glaubens der Reformirten in Frankreich, das ihm stets das theure liebe Vaterland bleibt, aber statt wie Jurieu seine gewaltsame Rückkehr mit der Hilfe des Auslandes zu erhoffen, ist er immer bereit, dem König sich zu unterwerfen, wenn dieser Schutz und Freiheit für seinen Glauben bewilligt. Um dieß Ziel zu erreichen, ist er nicht allein bemüht, die französischen Reformirten von der Anklage der Hinneigung zum Aufruhr und zum Republicanismus zu befreien, indem er sich offen und laut gegen die Aufstände in den Cevennen ausspricht, und die Intriguen Alberonis vereitelt, welche revolutionäre Erhebungen seitens der Reformirten bezweckten, er ist vielmehr auch direct dafür thätig, das Interesse Frankreichs zu fördern; namentlich als Dubois nach dem Haag kam, um die sogen. Tripleallianz abzuschließen, unterstützte ihn Basnage, wohlbekannt mit den hervorragenden Staatsmännern der Niederlande und sehr geschätzt von ihnen, durch geschickte Rathschläge. Am Abend seines Lebens erhielt er seine Familienbesitzung in Frankreich zurück, allein er starb in dem Lande, wohin ihn seine unbesiegliche Glaubenstreue geführt, im Jahr 1724, ohne sein Ziel, an dem er so eifrig gearbeitet, erreicht zu haben. Die Zahl der Schriften und Werke, welche Basnage verfaßt hat, ist ziemlich groß, sie bewegen sich zumeist auf religiösem Gebiet; theils Streitschriften wie seine Entretiens sur la Religion und seine Histoire de la religion des églises réformées, welche letztere zur Vertheidigung gegen einen Angriff geschrieben wurde, den Bossuet der unermüdliche Streiter und Anführer des Katholicismus gegen die Reformirten gerichtet hatte, theils sind es Erbauungs- und dogmatische Schriften, wie die „Méditations sur la communion," der „Traité de la conscience" und besonders die Vorrede zur Histoire de la Bible, von denen namentlich die letztern sich durch Klarheit und Fülle der Gedanken auszeichnen. Der Traité de la conscience war vorzugsweise bestimmt, ein Gegengewicht zu bilden gegen die von Bayle in

seinem Commentaire philosophique aufgestellte Theorie der Toleranz für alle religiösen Meinungen, gegen die Theorie von den Rechten des irrenden Gewissens, wie Bayle sich ausgedrückt hatte. Trotz dieser Gegenschrift blieb indessen die Freundschaft zwischen beiden unerschüttert. Von ferneren Schriften Basnages sind noch zu erwähnen eine große „Kirchengeschichte," eine „Geschichte der Juden," „Jüdische Alterthümer." Am Ende seiner Laufbahn wurde dieser bedeutende Mann auch politischer Geschichtschreiber: im Jahr 1719 unternahm er auf Wunsch des Deputirten von Holland und West-Friesland die „Annalen der vereinigten Provinzen der Niederlande" zu schreiben. Auch in diesem Werke treten die glänzenden Eigenschaften Basnages in schöner Weise zu Tage. Große Wahrheitsliebe, eine ernste Kritik, gründliches Studium gaben seiner Geschichte einen Werth, wenn auch die Darstellung, namentlich die Zeichnung der Charaktere etwas farblos ist.

Schon vor Basnage hatte übrigens auf den Wunsch des Großpensionärs de Witt ein anderer Schriftsteller die Ausführung derselben Aufgabe übernommen. A. de Wicquefort, ein Holländer von Geburt, der nach langer diplomatischer Thätigkeit in Frankreich von dort verbannt in seine Heimath zurückgekehrt war. Wicquefort ist eine der charakteristischsten Persönlichkeiten dieser Zeit, auf die näher einzugehen wir uns hier leider versagen müssen, da er als Holländer nicht in den Rahmen einer nur dem literarischen Wirken der Franzosen außerhalb Frankreichs gewidmeten Betrachtung paßt.

Neben Basnage hatten sich noch andere Schriftsteller dieser französischen Colonie der Geschichtschreibung zugewandt, denen namentlich die englische Revolution ein beliebtes Thema bot: ihre Leistungen sind indessen zu unbedeutend, als daß es geboten erscheinen könnte, den Staub abzuschütteln, der ihre Namen und Bücher bedeckt. Dagegen verdient ein Werk Erwähnung, welches zur Zeit seines Erscheinens viel Aufsehen machte und auch heute noch eines gewissen Ansehens genießt. Im Jahre 1693 veröffentlichte Elias Benoît, vordem Prediger in Alençon, jetzt in Delft, eine „Geschichte des Edicts von Nantes," eine ebenso leidenschaftliche Vertheidigung der Haltung der Reformirten in Frankreich, als ein schonungsloser Angriff auf die katholische Geistlichkeit.

Wie durch fast alle Werke der französischen Schriftsteller von Bedeutung in jener holländischen Colonie das religiös-philosophische Element sich als der rothe Faden hindurchzieht, so nimmt derselbe auch eine vorwiegende Stelle ein in den periodischen Publicationen dieser Zeit. Durch Bayle war diese Art der Kritik, wenn nicht unmittelbar in das Leben gerufen, so doch zuerst zu einer Bedeutung gebracht worden, welche ihn als den wahren Schöpfer wissenschaftlich kritischer Blätter erscheinen läßt. Als er 1687 die Herausgabe seiner Nouvelles de la république des lettres aufgab, traten drei andere Journale diese Erbschaft an: die „Bibliothèques universelles“ von Jean Le Clerc, „Histoire des ouvrages des savants“ von Basnage de Beauval; endlich einige Jahre später erscheinend, unter gleichem Titel wie das frühere Blatt Bayles, die Nouvelles de la république des lettres, herausgegeben von Bernhard. Letzteres war das unbedeutendste dieser Blätter und entbehrte jeglicher Originalität; einen wirklich literarischen Charakter besaß dagegen die Publication von Basnage de Beauval: wesentlich wissenschaftlich und von tief eingreifendem Einfluß waren die Bibliothèques universelles von Jean Le Clerc. Le Clerc steht als Gelehrter und Kritiker fast auf gleicher Höhe mit Bayle. Die Ausdehnung seiner Kenntnisse, die Mannigfaltigkeit seiner Arbeiten ist außerordentlich, er ist ein kühner Kritiker und ein feiner Verstand, vor allem aber entschieden in seinen Ideen und daher wohl geeignet, einen solchen Einfluß auf die Meinungen auszuüben, wie es wirklich der Fall gewesen. Obgleich, wie bereits erwähnt, zuweilen ein Gegner Bayles und eher im gewissen Sinne dogmatisch zu nennen, hat er doch vielfach die Wirkung Bayles noch verstärkt. Abstammend aus einer alten französischen Familie, die zu der Aristokratie Genfs gehörend, wo sein Großvater aus dem Innern Frankreichs flüchtig sich niedergelassen, schon zwei Generationen rühmlichst bekannter Gelehrter zählte, war Le Clerc, geboren 1659, ebenfalls zum Studium der Theologie bestimmt und bezog 1675 die Genfer Akademie, später die von Saumur; bald nach Vollendung seiner Studien dort begab er sich, statt nach Genf zurückzukehren, zunächst nach London, dann nach Amsterdam, wo er 1684 zum Professor der Philosophie, der schönen Wissenschaften und des Hebräischen am

Remonstranten-Collegium ernannt wurde. Ueber vierzig Jahre verblieb er in dieser Stellung, eine Zeit reich ausgefüllt durch Unterricht auf der einen und durch unzählige Arbeiten auf der andern Seite. Mitten in einer philosophischen Vorlesung verlor Le Clerc die Sprache, sie kehrte zurück, aber sein Verstand war zerrüttet: nach siebenjährigen Leiden starb er 79 Jahre alt 1737. Der unabhängige Sinn Le Clercs bestimmte ihn zu einem entschlossenen Vertheidiger der Denkfreiheit, während die unerbittliche Energie, mit welcher er die Consequenzen aus seinen Ueberzeugungen zog, ihn dahin führte, eines der Häupter des Rationalismus zu sein. Dieß ist auch in der That der zwiefache Antheil, den er nach dieser Seite hin an der Bewegung jener Zeit genommen hat. Es konnte ihn hierin sein intimer Verkehr mit dem englischen Philosophen Locke nur bestärken, der, nachdem er sich durch die Flucht aus England der drohenden Todesstrafe entzogen, fast gleichzeitig mit Le Clerc in Amsterdam eingetroffen war. Beide stimmten in ihren Ideen über politische Freiheit und religiöse Unabhängigkeit überein und beide, was Le Clerc betrifft, gerade weil, nicht obgleich er in der Lehre des Descartes erzogen worden war, begannen die Opposition gegen die damals bereits herrschende Autorität der cartesianischen Lehre. Es sind namentlich die systematischen Anschauungen und der inconsequente Dogmatismus des Descartes, von denen sich Le Clerc in seinen philosophischen Werken, die „Physik," die „Logik," die „Ontologie" und die „Pneumatologie" zu befreien sucht. In der Theologie war Le Clerc, wie schon gesagt, Rationalist, d. h. während Descartes zuerst das Recht des freien Denkens, des Zweifels aussprach, ohne dasselbe auf die Religion in Anwendung zu bringen, war Bayle, auf demselben Wege weiter wandelnd, zum Skepticismus gekommen und übertrug die freie Forschung auf die Dogmen, jedoch ohne daß er es wagte, die Schlüsse zu ziehen, die sich aus seinem Vorgehen ergaben; der dritte endlich, Le Clerc, will zwar auch keineswegs die Religion vernichten, aber er ordnet positiv diese dem Denken unter und spricht es aus, daß die Philosophie, nicht der Glaube, der sichere Weg zur Religion ist. Man sieht, es ist ein weiter Weg, den die Denker der französischen Colonie in den Niederlanden zurückgelegt haben, seitdem Descartes dort seinen Discours de la Methode veröffentlichte.

Während aber auf religiösem, philosophischem und wissenschaftlichem Gebiet bereits das Streben nach geistiger Freiheit in unaufhaltsame Bewegung gekommen war und theoretisch wenigstens sich den äußersten Zielen genähert, sie fast erreicht hatte, konnte die praktische Anwendung der hier endgiltig eroberten Principien auf dem Gebiete der Politik nicht auf sich warten lassen. Es ist zunächst der Engländer Locke, welcher in seinem Briefe über die Toleranz (1690) die Rechte der bürgerlichen und religiösen Freiheit feststellt, die indessen bald auch von Le Clerc öffentlich ausgesprochen werden, der in seiner „Geschichte des Cardinal von Richelieu" (1694) seine liberalen politischen Anschauungen in klarer und faßlicher Weise darlegt. Gelegentlich des von Richelieu gefaßten Beschlusses, die Stände des Königreichs nicht mehr zu versammeln, finden wir in diesem Werke Le Clercs folgende Reflexionen, die nicht allein zeigen, wie weit in dieser Beziehung Le Clerc von seinen nächsten Vorgängern sich schon entfernt hat, sondern überhaupt das erste Wehen jenes Geistes erkennen lassen, der in seiner Opposition gegen das absolute Königthum des 15., 16. und 17. Jahrhunderts in der französischen Revolution von 1789 den definitiven Sieg erringt. „Seitdem," schreibt Le Clerc, „fieng man an als Wohl des Staates zu bezeichnen, nicht was zum Gedeihen der drei Stände des Reiches beitragen konnte, sondern was dem Könige oder richtiger den Ministern die Gelegenheit gab, ihre Pläne auszuführen. Die Könige sind dadurch die absoluten Herrn über die Gesetze und ihre Minister in den Stand gesetzt worden, die Privilegien und Herkommen jeder Art umzustürzen, um zu thun was ihnen gut dünkt. Sache der Staatsmänner ist es, zuzusehen, ob es nützlich sei, daß eine Macht im Staate ist, die alles ungestraft thun kann, und die, wie es stets zu geschehen pflegt, auch alles zu thun wagt, oder ob es nicht besser sei, daß jede Macht durch Gesetze beschränkt ist und keine etwas zu unternehmen wagt, was diesen nicht entspricht. Einige glauben, daß die Autorität ohne Schranken jeder Unordnung vorbeugt. Aber wenn dieß auch so wäre, so würde noch manches in dieser Sache fraglich sein, etwa ob es für ein Reich, ja für das ganze Menschengeschlecht besser sei, in ewiger Sklaverei zu leben, unter der Herrschaft nur weniger Männer, die schon deßhalb zu sehr großen Feh-

lern hinneigen, weil sie alles vermögen, als sich zuweilen in Bürgerkriegen feindlich gegenüber zu stehen, die doch einmal aufhören und den Völkern lange Pausen der Ruhe gewähren." Wie alle neuen Ideen, die sich noch nicht im Kampfe mit den wirklich gegebenen Verhältnissen abgeschliffen haben, so tragen auch diese Anschauungen Le Clercs in ihrer Anerkennung der unbedingten Berechtigung der Revolution einen extremen Charakter, der nicht zu vertheidigen ist; es kam uns indessen darauf an, zu zeigen, mit welcher Präcision und Klarheit Le Clerc bereits die Fragen aufwirft, die das politische Leben des 18. und des 19. Jahrhunderts ausfüllen. Aber nicht allein in den Theorien, auch in den praktischen politischen Fragen tritt uns eine vollkommen moderne Anschauungsweise in den Urtheilen Le Clercs entgegen. In Beziehung auf die Absicht Richelieus, den französischen Handel durch Ausdehnung seiner Privilegien zu heben, sagt sein Geschichtschreiber: „Man sprach viel von der Hebung des überseeischen Handels, dessen Verwaltung der König dem Cardinal Richelieu übertragen hatte, aber man hätte diese Angelegenheit nur der Betriebsamkeit der Privatleute überlassen sollen, die unendlich viel größer und rühriger ist, als die eines Ministers, der nichts davon versteht, und der so viel anderes zu thun hat, zu geschweigen, daß er sich von den falschen Rathschlägen solcher Leute blenden läßt, die ein Interesse haben, ihn zu täuschen. Alles, was ein Minister zu Gunsten des Handels thun kann, ist die Waarenzölle herabzusetzen." Sagous meint in seinem mehrerwähnten Werke, damals hätte man sich so in Frankreich nicht äußern dürfen; nicht allein damals nicht, noch vor wenigen Jahren war diese Theorie in Frankreich verpönt. Im allgemeinen ist Le Clercs Leben Richelieus ziemlich trocken und nüchtern geschrieben und auch im Styl ohne besondern Reiz. Seine Darstellung des Charakters und der Thaten des großen Ministers stimmt im ganzen überein mit dem Endurtheil der Geschichte über ihn.

Seine andern Werke, welche namentlich dogmatischen Inhaltes sind oder sich auf heilige Geschichte beziehen, sind sehr zahlreich; die bedeutendsten sind seine „Genesis" und seine „Kirchengeschichte" der ersten zwei Jahrhunderte, von seinen dogmatischen Schriften namentlich eine seiner ersten Schriften überhaupt „Ansichten einiger hollän-

dischen Theologen über die kritische Geschichte des P. Simon." Sie sind fast sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Sonst sind noch zu nennen seine „Entretiens sur diverses matières de théologie" sein „Traité de l'incredulité," ein Werk „de arte critica" über das Studium der alten Sprachen und ihre Literatur, endlich „Penseés diverses sur des matières de critique, d'histoire, de morale et de politique von Theodore Parrhase" — nach diesem pseudonym auch Parrhasiana genannt; unter ihnen namentlich bemerkenswerth eine kurze Abhandlung über die Art, wie Universalgeschichte zu schreiben ist. Diese Werke Le Clercs werden heute wenig gelesen, dagegen sind die von Le Clerc herausgegebenen Journale für die literarische Geschichte der letzten Jahre des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts von großem Werthe. Es sind dieß die bereits erwähnten Bibliothèques, welche Le Clerc in drei verschiedenen Zeitabschnitten herausgab. Die Bibliothèque universelle et historique erscheint von 1686 bis 1693 in Monatsheften, die Bibliothèque choisie von 1703 bis 1713 dreimal jährlich und endlich die Bibliothèque ancienne et moderne, diese alle drei Monate erscheinend umfaßt die Zeit von 1714 bis 1727. Trotz der Verschiedenartigkeit des Titels sind die drei Publicationen nach demselben Plane geordnet: sie bieten eine Folge von Auszügen oder Urtheilen aus den damaligen literarischen und wissenschaftlichen Werken, Originalartikel, Abhandlungen, Biographien, ganz in der Art der modernen Revuen und Jahrbücher. Die schöngeistige Literatur nimmt nur einen untergeordneten Platz ein, aber kaum ein theologisches, philosophisches, historisches oder kritisches Buch jener Zeit wird von Le Clerc übergangen sein, der gestützt auf sein umfassendes Wissen und vielleicht in etwas hochmüthigem Vertrauen darauf die Verfasser zwar einer scharfen Kritik in oft absprechender Weise unterzog, im allgemeinen jedoch seine Urtheile stets auf aufrichtige und wahrhaftige Principien zurückführte. Feinerer Geschmack, Grazie und Beredtsamkeit fehlen Le Clerc, wie auch sein Styl durchaus nicht mustergiltig ist, aber sein Urtheil ist klar und richtig, zuweilen etwas allgemein gehalten, wie denn viele seiner Reflexionen heute den Gemeinplätzen angehören, die damals indessen sehr gewagt erschienen. Le Clerc, der den Gelehrten seiner Zeit gerne Mäßigung predigte,

war selbst höchst reizbar und wurde zuweilen brutal. War er in eine Streitigkeit verwickelt, so stand er selten ab, im rechten Gegensatz zum milden Fontenelle, der auf Le Clercs Aufforderung, gelegentlich eines religiösen Disputs selbst in die Arena hinabzusteigen und einen gegen ihn gerichteten Angriff abzuwehren, antwortete: „Ich habe gar keine Laune zur Polemik, meinetwegen mag der Teufel Prophet gewesen sein, wenn es jener Jesuit will und er es für orthodoxer hält." Le Clerc dagegen, um nur ein Beispiel seiner zähen Streitlust um unwesentliche Dinge anzuführen, verwickelte sich in eine lange von seiner Seite mit Leidenschaft geführte Polemik gegen Boileau über die größere oder geringere Erhabenheit in dem Styl der Worte aus der Genesis: „Es werde Licht, und es ward Licht."

Es ist begreiflich, daß diese Journale Le Clercs durch ihre zahllosen Artikel, welche alle Punkte der wissenschaftlichen Welt berührten, in Verbindung mit den ähnlichen Arbeiten Bayles und Basnages einen außerordentlichen Einfluß auf die Bildung der Geister jener Zeit ausgeübt haben. Eine Folge davon war, daß das Beispiel dieser drei Männer und der Erfolg ihrer Publicationen mannigfache Unternehmungen ähnlicher Art zu Tage rief. Ueberall schießen am Schluß dieses und am Anfang des nächsten Jahrhunderts wissenschaftliche, literarische und politische Blätter empor. Nur wenige indessen erhalten sich längere Zeit, und es sind besonders die politischen Blätter, welche einigen Erfolg haben. Die Verleger in Amsterdam und im Haag genossen eine Freiheit wie nirgendwo anders, und wenn auch auf Antrieb der fremden Gesandten die Regierung zuweilen einschritt, so wußten sie dennoch diese Freiheit zu benutzen, um ihre Blätter pikant zu machen und sich dadurch wirklich ein Privilegium zur Versorgung des gesammten Europa mit Neuigkeiten und politischen Räsonnements zu erwerben. In ihrem satirischen Ton, ihrer freien Sprache, ihren verwegenen Klatschereien über die Geheimnisse fremder Höfe, namentlich in ihrer steten Feindseligkeit gegen Frankreich ist mehr als in ihren literarischen Verdiensten die Ursache ihres Rufes zu suchen. Von der Aufhebung des Edictes von Nantes datirt die große Popularität dieser Blätter. Schon 1685 erscheinen drei solche Blätter, unter ihnen sind das bekannteste: die „Nouvelles solides et choisies" — auch heute noch

ein recht beherzigenswerther Titel für manche Zeitung — redigirt von Aubert de Versé und Flournois, später erschienen die „Lettres historiques," der „Mercure historique" und der „Esprit des cours de l'Europe", von dem monatlich ein Bändchen herausgegeben wurde. Der Verfasser war ein ehemaliger Benedictiner-Mönch.

Neben dem Einfluß, den diese französische Literatur in den Niederlanden im allgemeinen auf die Ideen und Geistesrichtung der Zeit ausüben mußte, macht sich dieselbe durch eine Rückwirkung auf die französische Sprache selbst bemerkbar. Stylist im französischen Sinne des Wortes war auch von den großen Schriftstellern dieser Nation in Holland keiner, am wenigsten in dem Sinne der Dichter und Schriftsteller, welche unter der Herrschaft Ludwigs XIV auf die Schönheit der Form, die Politur und Grazie des Ausdrucks besondere Sorgfalt verwendeten. Die freie Bewegung, welche den Flüchtlingen in dem republikanisch form- und etiquettelosen Holland gestattet war, die Gewohnheit der Discussion, die Unabhängigkeit und Kühnheit ihrer Ansichten, verbunden mit dem Umstande, daß ihre Entfernung von Frankreich, sowie der vorzugsweise religiöse und wissenschaftliche Inhalt ihrer Schriften ihnen nicht gestattete, der gleichzeitigen Umgestaltung ihrer Muttersprache stets folgen zu können, alles dieß mußte sehr begreiflicher Weise auch in ihrer Schreibweise einen Ausdruck finden, diese aber wiederum auf den Styl der Schriftsteller innerhalb Frankreichs infuiren, nicht allein wegen des Interesses und der Aufmerksamkeit, welche man der literarischen Thätigkeit in den Niederlanden zuwandte, sondern weil sie mit unwiderstehlicher Macht die Geister in neue Bahnen drängte und sie weniger auf die Schönheit der Form, als auf das Wesen der Dinge selbst zu achten zwang. Zweifelsohne würde dieser Einfluß ungleich nachtheiliger für die französische Sprache gewesen sein, wenn nicht Voltaire erschienen wäre. Dieser, in geistiger Beziehung der directe Nachfolger der französischen Colonie der Niederlande, kehrte wieder zurück zu dem feinen literarischen Geschmack und der aristokratischen Sprache der Herrschaft Ludwigs XIV und gewann auf die Bildung der Sprache selbst einen maßgebenden Einfluß. Allein die Literatur selbst schritt auf dem neuen Wege fort: bisher eine aristokratische, wurde sie nunmehr demokratisch; es erschien Rousseau.

Dinge zu besprechen, welche Neumann außer Acht gelassen. In einer Anzeige des ersten Bandes der Geschichte der Vereinigten Staaten in dieser Ztschr. (XI 248) hatte er es u. a. als einen Mangel bezeichnet, daß der Verf. nicht geschildert, welche Ziele Washington den Indianern gegenüber verfolgt und welche Schwierigkeiten er dabei zu überwinden gehabt habe. Darüber belehrt uns nun der zweite Theil der Reimannschen Mittheilungen. Und durch den ersten erfahren wir die interessanten Verhandlungen der jungen Republik mit den nordafrikanischen Corsarenstaaten, namentlich Algier, bis endlich im Jahre 1796 unter schweren Kosten für die Union ein Vertrag zu Stande kam, welcher die nordamerikanischen Schiffe für die nächste Zeit gegen jede Räuberei sicherstellte.

Was nun den zweiten Band der Neumannschen Geschichte der Vereinigten Staaten betrifft, so umfaßt er einen Zeitraum von 36 Jahren (1801—1837) bis zum Beginn der Präsidentschaft van Burens. Während derselben bekleideten Thomas Jefferson, James Madison, James Monroe, John Quincy Adams und Andrew Jackson das höchste Amt in den Vereinigten Staaten. Am interessantesten ist natürlich die innere Entwickelung in dieser Zeit, die Fixirung der verschiedenen Parteibestrebungen, welche schon damals zum Theil sehr ausgesprochen die Richtungen verfolgten, die in unsern Tagen die Union in den furchtbaren Bürgerkrieg hineingeführt haben. Und gerade dieß läßt denn auch Neumann sehr bestimmt hervortreten, da er wie wenige den Süden haßt, wie wenige den Norden, den Vertreter der Union, mit ungetheilter Begeisterung begleitet. Auch in diesem zweiten Bande hat nun aber Neumann wieder fleißig gearbeitet und die einschlägige Literatur sorgfältigst berücksichtigt. Leider ist von der eigentlichen Darstellung nicht so viel zu rühmen; der Verf. strebt nicht genug darnach, seines Stoffes auch formell völlig Herr zu werden, und läßt es namentlich an einer inneren Verknüpfung des von ihm erzählten fehlen. Dadurch aber gewinnt man nicht leicht ein klares übersichtliches Bild der geschilderten Zustände. *β.*

Berichtigungen:

S. 79. Z. 1 v. u. statt Sayons lies Sayous.
Nachträglich Bd. 14 S. 240. Z. 11 v. u. statt Credea lies Breda.
Bd. 14 S. 244. Z. 16 v. o. statt Verwijs lies De Vries.

Bonn, Druck von Carl Georgi.